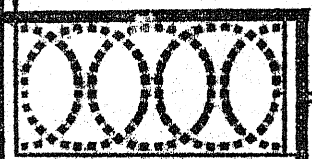
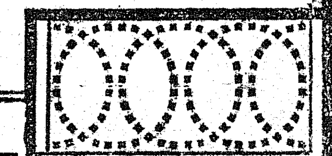


Lodzer Frauen-Zeitung



Beilage zur Neuen Lodzer Zeitung

Mittwoch, den (29. Mai) 11. Juni 1913.

Einsendungen mögen an die Redaktion der „Neuen Lodzer Zeitung“ mit dem Vermerk: „Für die Lodzer Frauen-Zeitung“ gerichtet werden.

Eine vorbildliche Ehefrau.

Zum 9. Juni.

„Immer wieder
Und überall:
Die Waffen nieder
Und Schach der Qual!“

Diese Zeilen finden sich auf Postkarten, die das wohlgetroffene Porträt nebst der Unterschrift der einstigen Schloßfrau von Harmannsdorf aufweisen, die am 9. Juni siebzig Jahre alt werde. Die kleine Strophe ist für Bertha von Suttner höchst bezeichnend, denn sie deutet in knappen Worten den Grundzug ihres Wesens an: Güte, Mitleid, Kampf gegen Krieg und Leid. Als Dichterin und Publizistin, als Rednerin und Vorleserin, als Vereinspräsidentin und Vortragende, als Schriftstellerin und Agitatorin — stets, in jeder Eigenschaft und mit immer neuen Mitteln kämpft sie gegen Gewalt, Unterdrückung, Haß, Verfolgung, Unduldsamkeit und alle anderen Formen der Qual, tritt sie begeistert und begeisternd für Frieden, Versöhnung, Liebe, Sympathie, Toleranz ein. Und ihr Wille, auf diesem Felde möglichst hinreißend zu wirken, läßt sie immer neue packende, sich leicht einprägende „geflügelte“ Schlagworte finden. In der Prägung solcher zeigt sie ein ganz besonderes Geschick; am bekanntesten sind geworden: „Die Waffen nieder!“, „Schach der Qual“, Edelmensch“, „Vollmensch“, Vor dem Gewitter“, „Konzertredner“, „Streiter der Güte“, „Vorwärtsschauer“, „Existenzkampfmesser“, „Herzensdialekt“, „Herbstlandwelt“, „Heimweh der Zukunft“.

Sie selbst ist der Gegenstand gar mancher Schlagworte geworden, freundlicher und feindlicher: „Friedensfurie“, „Friedensfee“, Reklamebertha“, Jeanne d'Arc des Friedens“. Am zutreffendsten ist die letztgenannte Bezeichnung, denn in der Suttner hat Johanna von Orleans in der Tat ein modernes Gegenstück erhalten, das statt mit Mord- mit Geisteswaffen streitet. Und mit was für Geisteswaffen! Streng geschulte, fast unfehlbare Logik und Dialektik ersten Ranges, unübertroffene Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit, allumfassender Blick, glänzende, bald reizend-graziös funkelnde, bald wuchtiglapidare Sprache voll Esprit und Schönheit, scharfes Denkvermögen. Sie ist unter den schreibenden Frauen aller Zeiten vielleicht nicht die erste Künstlerin — wenngleich als solche bedeutend — jedenfalls aber der universellste, gebildetste Kopf. In einzelnen Punkten mögen andere Schriftstellerinnen größer sein, alles in allem jedoch steht sie in der ersten Reihe.

Einer ihrer rühmenswertesten Vorzüge besteht darin, daß sie bei all ihrer großen Energie in der Verfechtung von Menschheitsidealen, bei all ihrer hinreißenden Schwärmerei für altruistische Tendenzen keine Stürmerin und Drängerin ist, sondern eine maßvolle, besonnene, klarsehende Apostelin, die aber darum nicht minder eindringlich und überzeugend kämpft. Dies gilt insbesondere auch von ihrem Auftreten in Sachen der Frauenfrage. Sie fordert alles Gebührliche, bleibt aber unter allen Umständen Dame. Man lese nur z. B. das betreffende Kapitel in ihrem herrlichen „Maschinenzeitalter“ und ihr entzückendes, köstliches Frauenbuch „Ein Manuskript“, das geradezu ein glitzerndes Juwel ist. Daß sie sich jederzeit als Dame fühlt, bewirkt auch, daß sie trotz all ihres zuweilen sehr kräftigen „Realismus“ in keiner einzigen Stelle ihrer so zahlreichen Werke die Grenzen der Dezenz überschreitet; hierzu ist übrigens schon ihre Schreibweise zu elegant. Sie raucht viele Zigaretten, gehört aber dennoch durchaus nicht zu den sogenannten „Emanzipierten“. Beweis dessen das



Bertha von Suttner.
Zur Feier ihres 70. Geburtstages am 9. Juni.

große Gewicht, das sie in vielen ihrer Werke auf die Schilderung ehelichen Glücks, inniger Gattenliebe legt; Beweis dessen auch die ganz außerordentlich glückliche Ehe, die sie selbst führte.

Verheiratet war sie bekanntlich mit dem Schriftsteller Arthur Gundakar Freiherrn von Suttner, der die gleiche enthusiastische Menschheitsliebe hegte und betätigte wie seine geliebte Frau; die Gleichheit der Gesinnung und Beschäftigung förderte die Innigkeit dieses seltenen Verhältnisses. Namentlich bei der führenden Rolle, die Baronin von Suttner in der modernen europäischen Friedensbewegung spielt — als Vorsitzende der Oesterreichischen Friedensgesellschaft, Vizepräsidentin und Ehrenmitglied vieler Friedensvereine, Besucherin aller Friedenskongresse, Beeinflusserin der Haager Konferenzen, Verfasserin zahlreicher Friedensbücher, Herausgeberin der Monatsschrift „Die Waffen nieder!“ usw. fand sie in ihrem „A.-G.“, wie sie ihn kurzweg nannte, eine kräftige Stütze. Die beiden arbeiteten stets in einem Zimmer und waren nur äußerst selten einmal Tage ohne einander. Ende 1902 entriß ihr der Tod den Wackeren, Treuen. Ihre Trauer war die denkbar tiefste und äußerte sich mehrfach in erschütternder Weise, am erschütterndsten in dem herrlichen, dem Andenken des Verstorbenen gewidmeten Buche „Briefe an einen Toten“, das ein wahres Hohelied der Gattenliebe ist. Für diesen Verlust konnten die zahlreichen Ehrungen und Anerkennungen, die ihr ihre edelsinnige Tätigkeit eingebracht hat — selbstverständlich neben viele gegnerischen Angriffen! — sie nicht trösten. Ihren einzigen Trost fand sie in der eifrigen Fortsetzung dieser segensreichen Tätigkeit. — Geboren wurde Bertha am 9. Juni 1843 als Tochter des Feldmarschalls Grafen Kinsky, dessen Gemahlin mit dem Freiheits- und Schlachtendichter Theodor Körner verwandt war. Der Vater starb früh und die zärtliche Mutter ließ das schöne Töchterchen sorgfältig ausbilden. Lektüre und Studien zog die junge Komtesse jederzeit dem Spielen mit Puppen vor. Umfassende Sprachkenntnisse und tüchtige musikalische Begabung waren schon frühzeitig ihre starken Seiten. Der innige Verkehr mit ihrer wissensdurstigen Cousine Elvira Tiefenbacher, der übrigens jung verstorbenen Waise eines Gelehrten, legte den Keim zu ihrer späteren Schriftstellerei. Die Saat ging aber erst im Kaukasus auf, als Bertha schon 35 Jahre alt war. Sie hatte nämlich nach insgeheim erfolgter Trauung (die beiderseitigen Verwandten wollten von der „Partie“ nichts wissen) die Hochzeitsreise mit „A. G.“ in jenes weltabgeschiedene Land gemacht, um außer Schußweite zu sein. Als sie nun mit ihren Sprach-, Sing- und Klavierstunden, er mit seinen Zeichnungen, seiner Ingenieurkunst ꝛc. nicht genug verdienten, obgleich sie sich sehr einschränkten, versuchten es beide mit der Literatur. Sie schrieben fleißig für hervorragende reichsdeutsche und österreichische Blätter, und bald kamen auch einige Bücher an die Reihe. Alles fand lebhaften Anklang, und als sie mit „ihm“ 1885 nach Oesterreich zurückkehrte, gehörte sie bereits zu den anerkanntesten zeitgenössischen Autorinnen. Im übrigen sei bezüglich der zahllosen fesselnden Einzelheiten ihrer sehr romantischen Lebensgeschichte auf eines der köstlichsten und unterhaltsamsten ihrer Werke hingewiesen: ihre „Memoiren“ (Stuttgart 1909), deren Lektüre außerordentlich genußreich ist.

In ihrer äußeren Erscheinung ist Baronin Suttner ungewöhnlich vornehm — auch dann ruhig, wenn sie temperamentvoll wird. Jede Bewegung ihrer hohen Gestalt verrät feine Grazie. Mit vollem Rechte schrieb 1892 ein Interviewer: „Selten bin ich einer Frau begegnet, deren Wesen einen so friedsamen, sänftigenden, erwärmenden, Eindruck auf mich gemacht hätte“.

(Für die „Lodzer Frauen-Zeitung“ von Leopold Katscher.)



Die Ungarin.

Von Rosika Schwimmer.

Ungarn, einst die Getreidekammer Europas, hatte von jeher außer seinem Getreide zwei weltberühmte Spezialitäten: seinen Wein und seine Frauen.

Ungarischer Wein, ungarische Frauen: Darunter verstand man etwas Feuriges, Berauschendes. Etwas Schwersüßes oder Duftig-herbes. — Funkelnde Glut, prickelnde Grazie. Wer je ungarische Musik gehört, oder bloß Lenaus Gedichte mit entsprechender Fantasie gelesen hat, hört zu den Worten: ungarischer Wein und ungarische Frauen sofort den schwermütig klagenden Ton der braunen Fiedlergesellen, der steht die wilden Sprünge des Csardas, mit dem die Schwermut des ungarischen Liedes aus dem Leibe getrieben wird. Nun, der ungarische Wein hat viel von seinem Ruhm in den Händen der „Pantscher" eingebüßt, und auf die Spezialität des Rufes seiner Frauen ist Ungarn längst nicht mehr stolz. Nicht naivfröhliche Vorstellungen sondern die niedrigsten Eindrücke stellen sich ein, wenn heute im Ausland von der „Ungarin" die Rede ist. Und doch ist nichts ungerechter als der Eindruck, die ungarische Frau habe nur als Sexualwesen wert.

Die Geschichte Ungarns weist aus allen Zeiten Frauen auf, die sich auf jedem menschlichen Gebiet rühmlichst bemerkbar machten. In Frieden und im Kriege spielten sie eine hochbedeutsame Rolle. Wir bewahren die Namen von Herrscherinnen, deren Regierung dem Lande unvergängliche Stempel des kulturellen Fortschrittes aufgedrückt hat. Wir verehren Heldinnen, die im bitteren Kampf der Notwehr nicht nur ihre Männer und Söhne zu aufopferungsvollen Taten anfeuerten, sondern sich selbst mitten ins Feuer stürzten, um Seite an Seite mit ihren Männern für die bedrohte Freiheit zu kämpfen. Wir hatten Künstlerinnen, Dichterinnen; wir haben Frauen, deren Namen durch die besonders erfolgreiche Erziehungstätigkeit als Muster wahrhafter Mütterlichkeit in die Geschichte aufgenommen sind, und wir hatten merkwürdigerweise Frauen in hohen und höchsten Verwaltungsstellen, die heute keiner Ungarin mehr freistehen.

Die alte ungarische Gesetzgebung wiederspiegelt eine materielle Sorgfalt für die Frauen, die speziell in den nach modernen Begriffen weitaus nicht einwandfreien Ehegesetzen immerhin eine bessere Bewertung der Frau erkennen läßt, als die Gesetzbücher anderer Kulturländer, Gütertrennung, reichliche Sorgfalt für die Witwe, sind uralte Tatsachen im ungarischen Recht. Besonders hervorzuheben ist, daß ungarische Frauen bis vor einem halben Jahrhundert bedeutsame politische Rechte hatten. Der ständischen Gesellschafts-Ordnung entsprechend, genossen diese, wie ja die meisten übrigen Rechte, nur die höheren Stände, daß Frauen jahrhundertlange politisch tätig waren.

Die Magnatenwitwen (vom Baron aufwärts) entsendeten gleich dem am persönlichen Erscheinen verhinderten Magnaten einen Stellvertreter, der im Auftrage seiner Mandatäre deren Wünsche und Meinungen ausdrückte und in den Gang der Geschäfte in ihrem Sinne eingriff.

Die Magnatenwitwen hatten also durch ihren persönlichen Vertreter Bestimmungsrecht, die Macht, in das Schicksal des Landes einzugreifen. — —



Der deutsche Kaiser in dem vor kurzem eröffneten Kindererholungsheim in Ahlbeck.

Dem am 15. Mai eröffneten Kaiser-Wilhelm-Kinderheim in Ahlbeck bei Swinemünde galt der Besuch des deutschen Kaiserpaares am 3. Juni. Das Heim an der Ostsee ist auf Anregung und auf Kosten des deutschen Kaisers, der dafür etwa 300 000 Mark aus seiner Privatschatulle bewilligte, erbaut worden, und dazu bestimmt, 150 der ärmsten und bedürftigsten Arbeiterkinder aus Berlin in monatlichem Wechsel zur Erholung aufzunehmen. Leiterin der Anstalt ist das auf dem Gebiete charitativer Liebestätigkeit bewährte Fräulein Mathilde Kirschner, die Tochter des verstorbenen Berliner Oberbürgermeisters. Vier- bis fünfmal im Sommer werden je 75 Knaben und 75 Mädchen in Ahlbeck Wald- und Seeluft genießen und sich kräftigen können. Zu ihrer Unterbringung und Verpflegung sind sechs Baracken erbaut auf einem etwa 18 Morgen großen fiskalischen Gelände, das reichlich Raum für Kinder- und Bewegungsspiele auch bei ungünstiger Witterung bietet. Das deutsche Kaiserpaar besichtigte eingehend alle Einrichtungen und überzeugt sich auch persönlich von der Beköstigung, die den Kindern gereicht wurde. Als während der Freispiele der deutsche Kaiser unter den Spielenden erschien, war er bald von Kinderscharen umringt, die ihrer Begeisterung und Dankbarkeit oft genug lauten Ausdruck gaben und sich zuweilen, ungeniert plaudernd, dem Monarchen traulich an den Arm hängten.

Der Ehering.

„Sieh einmal", rief Ingenieur Toll seiner jungen Frau zu, die in froher Gesellschaft bei einer Bowle saß, „die Herren sind alle länger als wir verheiratet, und tragen keine Eheringe; mich geniert der Ring bei der Arbeit, ich werde ihn auch ablegen".

Teils verlegen, teils belustigt betrachteten die Herren ihre Rechte, der das Pfand der ehelichen Treue fehlte.

„Gut", erwiderte Frau Toll, „du kannst ihn ablegen, aber ich werde dann auch keinen Ring tragen".

„Das werden Sie ganz sicher nicht tun, gnädige Frau", warf ihr Tischnachbar, Mediziner, ein, „keine Frau legt ohne triftigen Grund ihren Ehering ab."

„Oho", protestierten die Damen, „und die Männer, warum tun sie es?"

Die Herren lachten.

Die Finger runden sich bei der guten ehelichen Pflege, erzählte der eine, dann drückt der Ehering bei der Arbeit. Beim Händewaschen setzt sich Feuchtigkeit darunter, meinte ein anderer. Nimmt man aber, um dies zu vermeiden, den Ring ab, so kann man ihn verlieren, und dann —, ja dann ist man den unbegründeten Eifersüchteleien der Ehefrau ausgesetzt. Die Damen wollten dies nicht hören.

Es ist auch ein böses Omen, wenn der Ehering verloren geht, meinten sie, aber doch wohl nur, wenn dies am Hochzeitstage geschieht, ist es doch schon unheilbringend, wenn der Ring bei der Trauung zu Boden fällt. Man erzählte, daß der Verlobungsring eines verlassenen Mädchens zersprang, weil vom Ringfinger ein feines Blutäderchen nach dem Herzen geht, und ihr das Herz gebrochen war.

Die Herren tranken einen kräftigen Schluck. „In einem kühlen Grunde", summten die Damen, Eichendorffs Lied vom gebrochenen Herzen.

„Ach was, die dumme Mode, daß die Herren keine Eheringe tragen, kommt von England", rief Frau Toll dazwischen, „wo immer nur der Frau bei der Trauung ein Ring auf den Finger der linken Hand gestreift wird."

„Meine Damen!", fing nun der Apotheker an, der gern ein wenig dozierte, „das ist eine Sitte aus grauer Vorzeit, als das Gold zum Ehering noch nicht im Feuer der edelsten Liebe geschmolzen und die besten Vorsätze hineingeschmiedet wurden, sondern der Mann für den Besitz der Frau zahlen mußte. In den Zeiten wurde der neugebackenen Ehefrau ein Ring aus Eisen oder Knochen auf den Finger gesteckt, der mit einem Schlüssel oder Schuh verziert war, das erste zum Zeichen, daß die Frau das Haus in guter Ordnung halten müsse. Das zweite sollte die Hörigkeit der Frau, ihre Unterwürfigkeit unter den Willen des Mannes versinnbildlichen. Daher der Ausdruck „unter den Pantoffel stehen.

„Na, da paßt aber die englische Sitte recht wenig zu den Ansichten der modernen Engländerin von gleichen Rechten und gleichen Pflichten", warf eine junge Frau ein.

Der Doktor aber wollte selbst noch einen eisernen Ring aus Urgroßmutters Zeiten im Besitz haben, der ein Zauberring sei und dem Besitzer heimliche Schätze und Glück bringe. Darum beneideten ihn alle.

„Später wurde es anders", fuhr der Apotheker fort, „der gegenseitige Ringwechsel kam mit dem Christentum auf, und der Ring galt von Stund an als Liebespfand, das der verwunderte Ritter noch als letzten Gruß sterbend seiner Dame zurückreichte."

Das behagte den Damen, sie wußten unzählige historische Liebespaare, wie Gudrun und Herwig, die „vingerlein von Gold mit kostbaren Edelsteinen" ausgetauscht hatten. Der Mediziner aber erzählte eine schöne Geschichte, wie schon in ganz frühen Zeiten der Ehemann durch den verlorenen Ehering in kritische Situationen kam.

„Ein römischer Ritter", fing er an, „ergötzte sich vor der Stadt am Ballspiel. Der drückende Ehering war ihm im Wege und so steckte er ihn einer Statue der Venus an den weißen Marmorfinger, wobei er in mutwilliger Weise die landesübliche Eheformel sprach. Der Marmorfinger der steinernen Göttin aber krümmte sich und der Ritter konnte nicht wieder zu seinem kostbaren Gut gelangen. Der Dichter sagt, daß die Göttin sich in eine weiße Wolke hüllte und sich stets zwischen dem Ritter und seiner jungen Gemahlin auftürmte, so daß sie sich nicht einander nähern konnten. Der Mediziner aber meinte, daß es die schöne Römerin verdrossen habe, daß der Ritter den Ehering nicht mehr besaß und daß sie einige Zeit gezürnt habe. Tatsache ist, daß der Ritter des Nachts am Kreuzweg einen gewaltigen Spuk aufführen mußte, auf Anraten eines römischen Weisen, ehe Frau Venus den Ring wiedergab, und die gekränkte Ehefrau zufrieden war.

Nun lachten alle, und noch beim Nachhausegehen fragte man sich: Sollen die Ehemänner Ringe tragen?

S. Bandt.

Die „Vertreter der Abwesenden" hatten ursprünglich nur konsultative Rechte; daß sie nicht abstimmen durften, hat aber wenig zu sagen, da in jenen Zeiten mehr auf Grund der Meinungen, denn auf Abstimmung beschlossen wurde. In einem Gesetz vom Jahre 1608 wird ihnen aber auch das Stimmrecht zugesprochen. Das Gesetz schreibt nämlich vor: „Den Vertretern der Abwesenden gebührte nach lange geübter Praxis Sitz und Stimmrecht im Reichstag."

Ein anderes Gesetz, vom Jahre 1681, rügt den Gebrauch, daß mehrere Magnaten oder Magnatenwitwen gemeinsam nur einen Vertreter in den Reichstag entsenden und schreibt vor, daß ein Abgesandter höchstens zwei Abwesende vertreten dürfe. Bis zum großen Freiheitskrieg im Jahre 1848 standen diese Gesetze zu Recht.

Die Revolution brach die Macht der ständischen Gesellschaft, sie proklamierte gleiches Menschenrecht für alle, — vergaß aber auch die Frau zu den „allen" zu rechnen. Der ungarische ständische Reichstag wurde auf parlamentarischer Grundlage reformiert und damit die Ära der Nationalvertretung eingeleitet.

Wie unglücklich die Demokratisierung durchgeführt wurde, erhellt daraus, daß heute von 18 Millionen Einwohnern Ungarns kaum eine Million wahlfähig ist. Den aristokratischen Frauen wurde das politische Recht entzogen, statt dessen wurde aber nicht etwa einer breiteren Schicht an der politischen Krippe Platz gemacht, sondern die Frau gänzlich aus der Politik gedrängt.

Es muß bemerkt werden, daß die hohe politische Einsicht der ungarischen Frauen daraus hervorgeht, daß sie zu ihrer Vertretung wirklich hervorragende Männer wählten. Ein Baron Nikolaus Wesselényi, Ludwig Kossuth selbst, kamen durch Frauen in politische Öffentlichkeit.

Nach der Niederwerfung des Freiheitskampfes im Jahre 1848/49 begann für die ungarische Frau eine traurige Ära. Sie war sozusagen aus jeder Stelle verdrängt. Die Männer verstanden unter dem Begriff Freiheit, nur Staatsfreiheit und Männerfreiheit, und die Frau verschwand ganz. Erst die sechziger Jahre brachten wieder Beweise erwachenden Frauenbewußtseins. Frau Hermine Beniczky-Veres schüttelte den Bann der Lethargie von sich ab und erweckte durch begeisterte, aufrichtig gemeinte, vorzüglich organisierte Arbeit einen großen Teil der ungarischen Gesellschaft zu dem Bewußtsein, daß viel geschehen müsse, um dem Frauen-Bildungswesen einen europäisch zugeschnittenen theoretischen und praktischen Grund zu geben. Sie war auch die erste moderne Frau, die sich zur Erkenntnis durchgerungen hatte, daß allen Bestrebungen voran das Frauenstimmrecht zu erringen sei. Leider war es der großen Frau nicht gegönnt, für diese Erkenntnis zu wirken, und ihren Nachfolgern in den von ihr geleiteten Institutionen fehlt der universelle, alles umfassende Geist der großen Vorgängerin.

Der Geist der Moderne im demokratischen Sinne der Frauenbewegung erreichte die moderne ungarische Frau ziemlich spät. Die Universitäten standen den Frauen schon längst offen, wir hatten Schriftstellerinnen, ganz hervorragende Dichterinnen, Schauspielerinnen; Malkunst und Bildhauerei wiesen tüchtige Künstlerinnen auf; im Lehrfach, in den industriellen und kommerziellen Arbeitsstätten wurde die Frau heimisch, aber von einem großzügigen Solidaritätsgefühl der Frauen war keine Spur. Erst im letzten Jahrzehnt beginnt die ungarische Frauenwelt dieser idealen Gefühlsgröße entgegenzuwachsen.

Wir haben den Standpunkt, „Dame oder erwerbstätige Frau" noch nicht ganz überschritten und halten ein klein wenig noch dabei: „Dame, obwohl erwerbstätig", doch wird die temperamentvolle Intelligenz der Ungarinnen auch über diesen schwachen Punkt bald ganz hinweggeführt haben.

Im internationalen Konzert der Frauenbewegung, in Kunst und Wissenschaft, im Handel und Industrie, in theoretischen, wie praktischen Kenntnissen nimmt die heutige Ungarin schon einen würdigen Platz ein.

Ihr Bild soll in der Phantasie des Auslandes nicht mehr von erotischer Poesie umstrahlt, sondern von der Sonne allgemein menschlicher Kultur beleuchtet sein.

Die schöne Imke.

Die schöne Imke im Jugendglanz
Reigte mit Kunrad im Hochzeitstanz,
Reigte mit ihm die halbe Nacht,
Bis sie jung Kunrad am Herzen lag.
Ihr Jugendgespiele, Olaf von der Schanz,
Begehrt von der Braut den vorletzten Tanz.
Taucht tief in die traurigen Augen ein:
„Schön Imke! Du sollst unselig sein, —
So oft dein Mund den andern sucht,
So oft seist du verflucht, — verflucht!"

Die Jahre gingen. Das Mägdelein
Der Imke war wie Lilien rein,
Hatte ein süßes, weißes Gesicht,
Über dem lag es wie Sternenlicht.
Der blonden Imke einziges Kind
War blind.
Wer es ansah, genas vom Verderben —
Doch über ihm lag es wie frühes Sterben,
Am sechsten Allerseelentag
Der Imke Kind auf der Bahre lag.

Die Jahre gingen. Olaf von der Schanz
Führte die Braut zum Hochzeitstanz
Im süßen Wiegen die halbe Nacht,
Bis ihm jung Ebba am Herzen lag. —
Doch als es kam zum vorletzten Reigen,
Tät eine Fremde sich vor ihm neigen, —
Er wich zurück vor dem dunklen Gewand,
Vor ihrer bleichen schlanken Hand,
Sie neigte sich hold. Sie flüsterte fein:
„Junker Olaf, — ihr sollt gesegnet sein!
Gesegnet das Weib, das sich euch gibt . . .
Denn, Junker Olaf, — — euch hab' ich geliebt!"

Hildegard v. Hippel.

Sonntagsfreude der Kinder.

(Für die „Lodzer Frauen-Zeitung" von Nelly Wolffheim.)

Der Sonntag sollte vollkommen arbeitsfrei sein; nur, wenn am Sonnabend alle Aufgaben erledigt sind, wird das Kind in dem frohen Bewußtsein erwachen: der heutige Tag gehört mir und meinem Vergnügen! Dieses Gefühl vollkommenden Losgelöstseins von den alltäglichen Beschäftigungen ist ganz besonders wichtig für unsere Großstadtkinder, die leider sehr früh in ein Leben voller Eile und Unruhe hineingedrängt werden; sie kranken vielfach an einem Keine-Zeit-haben, das sie nur selten dazu kommen läßt, ihren Lieblingsbeschäftigungen nachzugehen. Für diese Kinder muß der Sonntag einen Ausgleich schaffen und ihnen Muße für Spiel, Lektüre und andere Tätigkeiten geben, die ihnen der Wochentag vorenthält. Ein rechter Familientag sollte aber auch der Sonntag sein! Nicht die üblichen Zusammenkünfte in größeren Kreisen bei den Großeltern habe ich dabei im Auge; diese sind sogar — wenn sie zur regelmäßigen Einrichtung werden — für die Kinder garnicht wünschenswert, da sie ihre Spielzeit verkürzen und auch meist Unruhe mit sich bringen. Auf die Gefahr hin, manche sorgsame Großmutter dadurch zu betrüben, möchte ich den Kindern einen Sonntag sichern, der sie vor allen Dingen recht ungestört mit den Eltern, besonders aber mit dem Vater zusammen sein und zusammen leben läßt. In der Woche findet sich dazu ja meist nicht viel Gelegenheit, deshalb sollte am Sonntag durch gemeinsame Beschäftigungen, ein frohes Spiel, gemeinsame Ausflüge oder auch hie und da durch einen Museumsbesuch oder dergl. das Zusammengehörigkeitsgefühl betont werden. Derartige Stunden verbinden die Eltern und Kinder innerlich und können allen Teilen etwas sehr Schönes sein. Daß die in größerer Ruhe eingenommenen Mahlzeiten auch den Sonntag von dem Alltag unterscheiden, gehört mit zu seiner Feier.

Keinerlei „gesellschaftliche Verpflichtungen", wie sie ja leider auch schon in das Kinderleben hineinspielen, sollte man den Kleinen aufbürden, Besuche zu machen, wenn man so gern die kostbare Zeit für sich ausnutzen möchte, oder bei schön em Wetter daheim bleiben, um einen Vetter, eine Kusine bei sich zu sehen, mit denen man garnicht gerne spielt, das sind Forderungen, die der rechten Sonntagsfreude im Wege stehen.

Natürlich soll der freie Tag in ausgiebiger Weise zu Spaziergängen, Wanderungen und sportlichen Übungen verwandt werden, denn wer in der Woche nicht viel im Freien sein kann, muß das Versäumte am Sonntag gut zu machen



Das Joseph-Joachim-Denkmal, das in der Vorhalle des Konzertsaales der Berliner Hochschule für Musik vor kurzem enthüllt wurde.


Die Körner-Eichen in Dallwitz.

Die Körner-Eichen in Dallwitz.

Wenn man von Karlsbad, dem berühmten Weltkurort aus, stromabwärts an der Eger dahinwandert, so gelangt man in ungefähr einer Stunde nach „Dallwitz".

Klein und unscheinbar liegt dieses Städtchen, eng angeschmiegt an die angrenzenden Hohenzüge. Still und bescheiden in seinem Anblick, aber groß an geschichtlicher Vergangenheit und industrieller Gegenwart.

Dort in dem prächtigen Schloßparke zu Dallwitz stehen noch die alten Eichen, jene gewaltigen Riesenbäume, die Theodor Körner einst in jugendlicher Begeisterung besungen hat.

Dort unter diesen Bäumen hat er geträumt und gedichtet, dort hat der mutige Befreiungsheld seine Lieder geschrieben, die weiter leben und weiter klingen werden in fernste Zeiten. Und heuer zur Wiederkehr seines 100. Todestages, des Tages an welchem der kampfesbegeisterte deutsche Jüngling in dem Blütenalter von 22 Jahren der feindlichen Kugel zum Opfer gefallen, da lebt auch in uns wieder der Gedanke auf, an den Dichter jener unvergeßlichen Zeit.

suchen. Aber man darf dabei nicht vergessen, daß die Erfüllung dieser hygienischen Pflicht vernunftgemäß ausgeführt werden muß, wenn sie Vergnügen und Nutzen schaffen soll. Der Ruhetag darf nicht mit einem Hasten und Eilen beginnen, damit man nur recht früh hinauskommt; für viele Kinder ist ein tüchtiges Ausschlafen wünschenswert. So großen Spaß eine gelegentliche Frühpartie den Kindern bereitet, so sehr sie auch bemüht sein werden, in solchem Fall fertig zu sein, so möchte ich doch im allgemeinen eine gewisse Geruhsamkeit mehr empfehlen. Gemächlichkeit beim Anziehen und beim Frühstück ist im Gegensatz zu der an Schultagen notwendigen Hetzerei wenigstens am Sonntag anzustreben. Die Ausflüge selbst sollten die Eltern nicht dazu verführen, von ihren Kindern Bravourleistungen zu verlangen; es ist unbedingt zu fordern, daß die Wanderungen den Kindern angepaßt werden, daß man unterscheiden lernt, welchem Kinde Anstrengung und welchem Schonung zuträglich ist, wo Ansporn und wo Hemmung in Anwendung zu kommen hat. Natürlich bietet es Kindern keine Erholung und kein gesundes Vergnügen, wenn sie sich in überfüllten Restaurants aufhalten müssen. Frisch-fröhliches Wandern, eine Rast im Walde oder auf der Wiese und ein ausgiebiges Spielen — das ist es, was die Kinder von einem Ausflug haben sollen.

Eine rechte Anwendung des freien Tages ist ebenso in erziehlicher, wie in gesundheitlicher Hinsicht zu fordern. Trotzdem ist es eine den Lehrern ganz bekannte Tatsache, daß die Schüler am Montag im allgemeinen nicht nur wenig erfrischt, sondern vielfach matt und blaß zur Schule kommen. Es liegt das an der unvernünftigen Art, in der man Kinder den Sonntag verbringen läßt. Wenn auch wohl nur ganz ungebildete Leute Kinder mit in den Tanzsaal nehmen und sie hier bis in die Nacht hinein aufsitzen lassen, so pflegt man doch auch in gebildeteren Familien Kinder zu allerlei Vergnügungen zuzuziehen, die ihrem Alter nicht entsprechen und ihnen ungesund sind. Abendgesellschaften z. B., selbst wenn sie nur im Familienkreise abgehalten werden, sind nichts für Kinder. Theatervorstellungen, die schwere, aufregende oder unpassende Stücke bieten, sind ebenso wie der Kinematograph keine geeignete Zerstreuung für die Kleinen. Man tue darin lieber zu wenig als zuviel und schenke derartigen Fragen mehr Überlegung, als es im allgemeinen üblich ist. Wer den Feiertag hochhalten will, tue dies, indem er ihn seinen Kindern zu einem vergnüglichen Erholungstage macht.

Was die Mode bringt.

Pariser Brief.

Inmitten der Saison zeigt sich der erfinderische Geist der Pariserin vor allem in der feinen Nuancierung einzelner Moderichtungen. Obwohl kaum Neues auf dem Markt kommt, überraschen doch täglich neue Raffungen am Rock, diskrete Hüftenbauschungen, die, wie der Fachausdruck heißt, „die starke Vorderbahn" recht augenscheinlich machen sollen. Kurze Tuniken in Form von sich weit ausrundenden, plissierten Lampenschirmen, mit Troddeln an den Seiten sind sehr en vogue. Die Kostümjacken sind alle mit langem Schoß gearbeitet und im Cutaway-Schnitt gehalten. Bunte Brokatjacken werden an kühlen Tagen zu gerafften Sammetröcken getragen, sie sind schon ein Vortrupp für den kommenden Herbst. Neuartig ist auch der Schoß einer Kostümjacke, der vorn wie eine Schärpe gebunden wird, dann wieder gibt es herbstliche Jacken mit bogig fallendem Doppelschoß aus schottischem Tuch. Überhaupt wird schottisch die große Mode des Herbstes werden.

Die Hüte sind trotz der vorrückenden Sommersaison noch so klein, daß ein Teil der Haarfrisur zu sehen kommt.

Die Pariserin trägt jetzt an Kostümen und Kleidern den freien Hals auch auf der Straße, das ist eine Errungenschaft dieser Saison, im vorigen Sommer hüllte sie den Hals noch in eine leichte Spitze.

Ganz originell sind die modernen bunten Promenadenschuhe, die Schuhe aus Phantasiestoff mit Silberband besetzt und Schnallenverschnürung. Gelegentlich sieht man auch tief blau oder violett gefärbte Lederschuhe, deren Vorderblatt aus weißem, mit Steinen bestickten Taffet besteht. Halbschuhe mit Perlmutterschuppenbesatz sind das allerneueste.

Modespion.

Wo der Mensch menschlich ist, bedarf er Menschen; im Lieben und Leiden, im Sinnengenuß und in heiliger Wonne.

Jahn.

Für Küche und Haus.

Konservierung von Stachelbeeren. Solange die Stachelbeeren noch grün sind, eignen sie sich ganz besonders zur Konservierung in Flaschen. Die Beeren werden ungewaschen, nur abgewischt und abgeputzt, in Flaschen gefüllt, zugekorkt und in einem Topfe, mit Heu und Wasser umgeben, auf den Herd gestellt, um sie kochen zu lassen. Fangen sie an zu kochen, so wird heißes Wasser nachgefüllt, und man läßt sie damit noch einmal kochen. Alsdann werden die Flaschen herausgenommen, fest zugekorkt und verpicht oder verlackt. Die Stachelbeeren müssen aber von grüner Sorte sein, sonst werden sie ganz hell und ebenso bleiben sie hart, wenn sie schon anfangen zu reifen.

Bereitung von Erdbeersaft. Man nimmt auf ein Pfund frisch gepflückte Erdbeeren ein Pfund feinsten Zucker, schichtet in einem Porzellantopf abwechselnd die Beeren und den Zucker so, daß oben mehr Zucker als unten liegt, deckt den Topf zu und stellt ihn in einen Kessel mit kaltem Wasser, das so weit an den Topf hinaufgehen muß, wie der Inhalt in demselben reicht. Man macht Feuer unter den Kessel und läßt das Wasser solange sieden, bis aller Zucker zergangen ist und sich mit dem auffließenden Saft der Erdbeeren vollständig vermischt hat und rührt mit einem silbernen Löffel die Masse vorsichtig einige Male um. Ein zu langes Kochen ist zu vermeiden, denn es macht den Saft bitter und mißfarbig. Nach dem Kochen schüttet man die Masse auf einen Mullbeutel, läßt den Saft in ein untergestelltes Gefäß laufen und füllt ihn sodann in ausgeschwefelte Flaschen, die mit Korken und Siegellack luftdicht verschlossen werden.

Chlodnik, das im Sommer so beliebte Gericht, bereitet man für 6 Personen folgendermaßen: 1 Quart saure Sahne, 1 Glas kalte sehr kräftige Suppe aus roten Rüben, und ein Teelöffel Maggiwürze werden vermischt und auf Eis gestellt. Man schneidet eine süße Gurke, 2 hartgekochte Eier, einige Sardellen, etwas Schinken oder kalten Braten, einige Tomaten, eine saure Gurke in kleine Stückchen, tut alles in die Suppe, die sehr kalt angerichtet wird. Giebt man Eisstücke hinein, so muß es unbedingt Kunsteis sein, denn nur dieses ist bakterienfrei.

Küchenzettel für die Woche.

Sonntag: Krebssuppe, gebratene Kalbskeule, Gurkensalat, Spargel mit brauner Butter, Stachelbeertorte.

Montag: Chlodnik, Hammelkotelettes mit frischen Mohrrüben, Kartoffeln, Kalter Mannapudding mit Fruchtsauce.

Dienstag: Frühlingssuppe, Falscher Hase, Salzkartoffeln, Salat, Rhabarberkompott.

Mittwoch: Bouillon mit frischem Gemüse, Ochsenfleisch mit Tomatensauce, Windbeutel mit Schlagsahne.

Donnerstag: Kartoffelsuppe, Beefsteaks mit Bratkartoffeln, Salat, Apfelsinenkompott.

Freitag: Kalter Barszcz mit Kartoffeln, Spinat mit Setzeiern, Nudelpudding.

Sonnabend: Pilzsuppe, Gänsebraten, Kartoffeln, Citronencrême.

Herausgeber und Redakteur A. Drewing. Druckerei der „Neuen Lodzer Zeitung".